



Oberwasser

Ich habe eine neue Fassung geschrieben und um Euch viel bereits gelesenes zu ersparen, sage ich kurz, was ich gemacht habe:

- Für den bestehenden Text habe ich Rübenachs Vorschläge fast alle übernommen
- Für den Schluss habe ich was geschrieben, was für mich am ehrlichsten ist, aber ich hab keine Ahnung, wie das auf einen Leser wirken mag. Auf Unterhaltung ist es nicht unbedingt angelegt, mehr auf Selbstüberprüfung und damit eigentlich für's Tagebuch.

Ich sitze in einem Schiff auf Höhe der Wasseroberfläche, im seichten Wasser eines Berliner Kanals. In dem dreieckigen Hohlraum des Bugs ist ein Nest eingerichtet aus weichen Lederbänken, großen Glasscheiben und kleine Holztischchen. Vorne in der Bugspitze steht ein erstaunlich kleiner Ofen, in dem einige Scheite glühen und eine Bullenhitze erzeugen. Die Luft ist warm, durchrieselt von geschmackvoller Musik und gedämpftem Licht.

Meine Kinder kennen sich hier aus. Sie steuern den bekannten Tisch neben dem Spielzeugregal an, nesteln sich aus ihren vielen Schichten Winterwattierung und fangen an zu spielen. Wenn mir nichts mehr einfällt und ich mich innerlich leer fühle, dann steuere ich diesen Hafen an, denn hier übernimmt die Ausstattung, was ich sonst aus mir heraushole: Wärme, sanftes Licht, Unterhaltung, Spiel und möglichst was zu Essen in Reichweite.

Wir kommen nicht oft, es ist diesen Winter erst das zweite oder dritte Mal. Trotzdem markieren sie ihr Terrain in dem sie die Spielsachen überall dort verteilen, wo niemand sitzt. Ein wenig entgrenzt, zugegeben, aber heute ist es ziemlich leer. .

Beim letzten Mal wurden meine Kinder, die ziemlich sanft sind und mir eigentlich nur dann schrecklich erscheinen, wenn sie sich in Konkurrenz zueinander begeben und Eines infolgedessen ohrenbetäubend kreischt, von den anderen Gästen lächelnd beim Spielen beobachtet. Das ist diesmal anders, das spüre ich gleich.

Aber na gut, der Mann mit der Glatze hat ein Tattoo in Form eines Spitzendeckchens auf dem Schädel und spricht Englisch mit einer blonden Frau –beide sehr ernst und ambitioniert, Kinder fliegen einfach unter ihrem Radar durch.

Die zwei Frauen, die uns am nächsten sitzen, sind ebenfalls gebildet, sicher Akademiker, sicher mit humanitären Gedanken und sehr wahrscheinlich selbst Mütter, allerdings mit großen Kindern; vielleicht demnächst mit Enkelkindern. Beide elegant auf eine linksintellektuelle Art, mit Weißweinschorle vor sich. Ihre skeptischen Blicke zeigen mir, sie erwarten schon die Entgleisungen, die jetzt kommen werden.

Erste Grenzüberschreitung: der Junge zieht ein Falblatt aus einem Ständer auf ihrem Tisch. Ich rüge ihn –und das andere Kind läuft zum nächsten Tisch und macht es ihm nach.

Der Große sucht sich ein Babyspielzeug aus und beginnt mit einer Raupe aus Holz Kreise über den Boden zu ziehen. Die Kleine drückt an einem blinkenden Plastikteil herum und zum Glück ist der elektrische Sound deaktiviert. Ich habe frei und lese einen Artikel über Träume aus der rum liegenden Zeitschrift. Das Thema interessierte mich schon bevor ich Kinder hatte, aber im Café lesen war seitdem lange nicht möglich.

Das Rollen der Raupenräder auf dem Holz macht ein Geräusch. Rollrollrollroll. Monoton. Gut hörbar, lauter als die Musik. In meinen Artikel vertieft, bitte ich mein Kind zwei Mal, nicht zu laut zu werden und das Ziehtempo zu drosseln.

Es ist dennoch für einige Zeit das lauteste Geräusch im Raum. Es ist aber kein Kreischen, Weinen, Toben,



Oberwasser

Ärgern oder sonst ein Alarmgeräusch bei dem mein Nervensystem von Stress Signalen überschwemmt wird. Ich kann es lesend ganz gut ausblenden und die Ermahnungen sind mehr als Prophylaxe gedacht.

Wie sehr das als zu laxer Erziehung aufgefasst wird, wird mir erst klar, als die elegant ergraute Frau am Tisch nebenan mit ausgestreckten Händen einen Kommandokanal zu meinem Kind eröffnet und mit scharfer Stimme fordert: „Du hörst jetzt sofort damit auf, oder du machst es leiser! Es ist einfach zu laut!“

Der Junge fühlt, dass etwas nicht richtig ist an dieser Situation. Sein Gesicht flammt auf vor Schreck, dass es möglich ist, so zurecht gewiesen zu werden von einer Fremden. Scham und Wut mischen sich und ich sehe, er will Kontra geben.

Er ist im Begriff weiter die Raupe zu ziehen, schaut zu mir um sich abzusichern.

Ich bitte ihn, erstmal zu mir zu kommen und wir folgen dem Ritual das sonst immer funktioniert. Kuscheln, trösten, ihn verstehen.

Aber diesmal ist es eine Spur verlogen. Die Frau sitzt unbehelligt da und hat ihr Ziel erreicht. Meine zwei Kindergartenkinder nennen einen klaren juristischen Paragraphen zum Beleg ihrer Rechte: „Kinder müssen spielen!“.

Die Kleine spricht es dem Großen nach. Sein Trotz gepaart mit ihrem lauten Willen lassen es wie eine kleine Freiheitsdemo vor den Erwachsenen Unterdrückern wirken.

Ich schlage mich halbherzig auf die Seite der Erwachsenen: „Spielen ja: aber leise“. –so in etwa.

Ich halte mich eigentlich für mutig, kämpferisch, mit Rückgrat. Wenn mich Jemand beleidigt, tue ich jedenfalls nicht automatisch so, als wäre nichts.

Butterweiches Nachgeben kenne ich von meinen eigenen Eltern und halte es seither für ein sehr gefährliches Lebensprinzip. Verliert man kampflös, ist noch mehr verloren als wenn man sich stellt.

Ich weiß, wie ich der Frau freundlich entgegenen könnte, dass sie ihr Anliegen das nächste Mal entweder an mich richten oder freundlicher formulieren möge. Diese Schärfe finde ich erst angemessen, wenn ihrer Bitte nicht nachgekommen wird.

Aber ich tue es nicht. Der Elefant ist im Raum, die Atmosphäre verseucht. Bei jedem lauten Geräusch der Kinder fühle ich mich unwohl, verkrampt, und bald sammle ich sie ein zur Heimkehr.

Die Frauen setzen ihre Unterhaltung fort: inzwischen geht es um's I-Phone. Die Frau hat ihr I-Phone die ganze Zeit in der Hand, spricht darüber und schließlich auch hinein: „mein I-Phone sagt mir, dass...“. Vielleicht ist das ihre Rückendeckung.

Die angezogenen Kinder schicke ich raus, wie immer, wenn sie ihre Wintersachen anhaben und ich meine noch nicht. Jetzt wäre das Zeitfenster die Frau anzusprechen. Ich gehe bezahlen und tue es nicht. „Schönen Abend“ kriege ich raus, ironisch gewürzt; „Tschüß“ ist ihre Antwort, knapp, fröhlich.

Draußen stehe ich neben den Kindern vor dem erleuchteten Weihnachtsbaum und bin froh, aus dem Backofen drinnen raus zu sein.

Der schwarze Himmel ist unser Freund und hüllt uns ein. Die Luft ist gar nicht mal so kalt. Die Tanne eine Pyramide aus Licht.

Da weiß ich plötzlich, warum ich nicht mit der Frau gesprochen habe.



Oberwasser

Ich bin mir meiner Kraft und Größe gewahr, die so einfach da ist, wie Nacht und Sterne. Ich werde erst ins Gefecht ziehen, wenn Jemand wirklich zur Bedrohung wird und nicht mit Kanonen auf Spatzen schießen, wie die Frau es eben tat. Das ist ein guter Grund, finde ich, und bin zufrieden. Auf dem Heimweg denke nicht ich mehr an die Frau.

Am nächsten Tag ist all das weg.

Habe ich mich der Konfrontation nicht einfach entzogen und mich dann alleine darüber hinweg getäuscht? Womöglich weil ich im geistigen monologisieren besser bin als im Dialog? Kam das Gefühl von Überlegenheit nicht erst, sobald ich der Frau aus dem Weg gegangen war?

Ich schwimme und sinke immer wieder knapp unter die Wasseroberfläche. Es gibt da ein Leck in meinem Selbstvertrauen. Wasser dringt irgendwo rein, schwappt über den Rand und ich pumpe es mühselig wieder raus, immer wieder.

Die Großstadt besteht aus Millionen kleiner Grenzverletzungen. Leute auf engem Raum stauen ihre Frustration in sich auf. Irgendwann schreien sich im Verkehr wüst an. Wenn´s gut läuft, ignorieren sie sich gegenseitig. Nichts davon ist besonders geeignet für mich um Kinder aufzuziehen -und ich weiß es längst.

Den Kurs halten, einfach ruhig den Kurs halten. Und Pumpen.

Lesen Sie [hier](#) die komplette Diskussion zu diesem Text ([PDF](#)).